Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 19. Bromberg, den 25. Januar. 1934

Hein Hoyer



Roman von Haus Friedrich Blunck.

(13. Fortsetzung.)

In jenen Tagen war Frau Elke eine Weile frei von der Furcht, die sie umnachtete, und sie machte sich auf, ihr Kind zu suchen. Sie irrte in der Frühe zwischen den Ketten der Kriegsknechte entlang und fand Avelke endlich in den Hööfdwiesen vor Heino Brands Landhaus. Dort sammelten sich Brüder vom armen Leben und wollten unter Gottes Sonne ihren Glauben pflanzen.

Frau Elke sah ihre Tochter zu den Männern wie zu einer Gemeinde sprechen; sie trat furchtsam hinzu, die Augen gesenkt, und rief den Namen, den ihre Liebe für ihr Kind gefunden hatte. Die Sprechende blickte auf und schloß die Augen, die Worte versagten ihr. Da hob der Schreiber Wessel eine kleine Fiedel, und es war, als söge er dem Mädchen mit dem Spiel die Laute vom Munde, so daß sie enden konnte. Als Avelke die Lider wieder auftat, waren alle Dinge gewandert und standen schützend vor ihr. Sie wunderte sich über ihre Kraft und hub von neuem zu sprechen an, wie nach einer fernen Stimme, der sie lauschte; der Schreiber geigte und die Andächtigen fielen leise ein, mit lallenden Lippen. Die Mutter rief noch einmal, aber das Singen wurde stärker als sie und die Brüder wiesen sie fort um ihrer Tracht willen.

Da kam die kranke Qual wieder über Frau Elke und sie weinte wohl einen langen, schweren Weg. In der Stadt aber, die sie durchschreiten mußte, begann das Volk in die Häuser der Reichen zu dringen und zu brennen und zu verbrennen.

Als die Sonne stieg, erhoben die Brüder auf den Hööfdwiesen ihre Stimmen und verlangten Gewalt gegen die, welche ihrer Armut entgegenstünden. Der Mönch vom Huus ter Helle trat vor, wies auf die Häuser in ihrem Rücken, in denen die Feisten, Gemächlichen wohnten, und schrie, es sei an der Zeit, alles Gut gerecht zu verteilen. Gottes Wille sei es, weil er alle Menschen gleich geschaffen habe. Da begannen die Augen der Andächtigen von richtendem Eifer zu brennen und der Mönch schritt singend vor ihnen her, so daß sie Fuß um Fuß im Takt hinter ihm ansetzten. Avelke Wichert folgte; sie wartete auf Seltsamkeiten, die aufstehen sollten. Wunderhafte Worte und Töne hoben sich aus der Wärme des Tages; das Licht unter den Bäumen taumelte wie gelbe Falter, die mit durchsichtigen Flügeln lautlos in das Grün der Wiesen sanken.

Heino Brand stand vor der Tür seines Landhauses. Seine Augäpfel drehten sich vor Erstaunen, als der Zug feierlich auf seine Tür zustrebte. Er suchte ihn auch mit überfreundlichen Blicken zu empfangen, aber die Männer gingen an ihm vorbei, er mußte anhören, wie der Mönch sprach und die Brüder anwies, in das Haus einzutreten, es sei ihr eigen. Herr Brand schrie um Hilfe. Avelke erkannte seine Stimme. „Was soll geschehen?“ fragte sie Wessel, der ihr nicht von der Seite wich.

„Sag du, was wir tun sollen!“

„Es sind noch Gefangene in der Stadt!“

Da hob Wessel die Geige wieder an die Brust, senkte den Kopf und lockte die Verzückten zum andern Tor hinaus. Seine Hingebung für Avelke zwang ihn dazu, es war alles ein süßes Aufgehen in ihren Willen jetzt, da sie ihm nahe war.

Als der Zug der Brüder die Stadt erreichte, wurde an allen Ecken der Vergleich über die sechzig Artikel zwischen Rat und Volk verkündet und angeschlagen. Friede wurde zwischen den Ständen geboten, aber die Menge war längst allzu ungestüm in Bewegung. Als der Brüder Zug durch die Straßen schritt, sammelte sich das Volk auf seinem Weg und schloß sich ihm an. Ein Gewühl von Neugierigen, Eiferern, schuldhaft und schuldlos Armen schob sich zwischen den roten Häuserwänden entlang. Wandernde Schüler waren dabei, die von Stadt zu Stadt durch alle Umstürze der Welt laufen, Handwerksburschen mit leeren Felleisen und Fremde mit lockeren Messern am Gürtel. Die Treppengiebel der Vornehmen, die Erker und Söller zitterten im grellen Licht.

Am Platz vor dem Winserbaum staute sich die Menge. Ein Gitter klirrte. Wessel schwang sich hinauf und schrie, ob einer da sei, der nicht wisse, wacum man gekommen sei. In der raschen Umbildung seiner Leidenschaft stand er fiebernd bereit, irgendwo anzupacken, eine Tat der zu zeigen, die er lieb hatte. Der Zufall brachte es dabei, daß Hein Hoyer vom Burstah her zwischen die feindlichen Rotten geriet. Der Hauptmann wußte nicht, was bevorstand; man gab schweigend eine Gasse für ihn frei. Aber er spürte Zuchtlosigkeit und Zerfall, das weckte in ihm Furcht für die junge Freiheit. Ein gläubiger Zwang, zur Reinheit seines Strebens aufzureizen, glühte in seinem Herzen. Welche Freiheit gab es, die sein Geist nicht überwindend innehätte?

So trat er auf ein Gerüst und winkte den Umstehenden. Und Hoyer hub an zu sprechen; er sprach für die neue Ordnung seiner Stadt in stolzem Einsatz dessen, was sein Leben beherrscht hatte. „Denn ich sage euch, der Mensch ist ein Feuer, das über die Erde gegossen ist und sich breitet. Aber der Schöpfer will, wir sollen die schmelzende Flamme sein, nicht die zerstörende. Gotteserde wollen wir dies Land heißen, unser Name sei Menschlichkeit. Opfer, Inbrunst, Aufgang der Gerechten heischt der neue Tag.“ Mit heißem Sinn sprach der Hauptmann Hoyer von jener Welt neuen Rechts, die vor ihm stand. Seine Seele sehnte sich, während er sprach, schon hinüber in das befreite Land, das sich vor seinem Antlitz öffnete.

Aber die Menge zu Hoyers Füßen murrte, sie verstand nicht, was er sagte; Wessel predigte vom Gitter zum Volk, das ihm zufiel, und unter den Andrängenden richtete sich Jürgen Bekerholt auf und rief unter johlenden Flüchen, mit krummem Genick mache man kein Volk frei. Die Männer in den Straßen drängten hin und her, einige riefen zum Plündern auf.

Hoyer wollte antworten, da fiel sein Blick auf Avelke Wichert und auf den Haß in ihren Gebärden. Das Wort

erstarrte ihm, er stand einen Atem lang in wunderlicher Ohnmacht. Dann ängstigte er sich so sehr um sie, daß er, noch triebartig, das Mädchen an sich reißen wollte, um es vor einem ihm drohenden Los zu bewahren. Eine Bahn brach er sich, schon war er ihr nahe. Da begann die Menge lärmend voranzudrängen, wurde mit der Wache handgemein, und die Menschen, die Blut fließen sahen, warfen sich über die Verwundeten und stürmten die Eingänge des Turmes.

Die Rätlichen wehrten sich, die Luft scholl von Schlägen und zerbrechenden Waffen; Axthiebe splitterten ins Holz, schreiend, pfeifend und heulend rannten die Menschen gegen den Winserbaum, gegen die Büttelhäuser und gegen die Speicher der Stadt. Galgen und Pranger sanken, die Gefängnisse taten sich auf.

Hein Hoyer war zurückgeblieben, er half einem Verwundeten. In unmerklicher Kraftlosigkeit, fast ängstlich vor seiner Einsamkeit, sprach er zu ihm und gab ihm seinen Mantel, sich darein zu hüllen. Seine Augen durchsuchten die Menge nach Avelke; er wollte sie anschauen und sich rechtfertigen. Aber das Mädchen war weitergeeilt; in schwindelnder Erkenntnis spürte Hoyer, daß ihm eine Kraft fehlte, daß die Maßlosen stärker waren. Aber als er es stürzend erkannte, glomm das alte Feuer wieder durch die Asche und seine Hände begannen zu brennen vor neuem Fieber. Er dachte an die Wehrlosigkeit der Freiheit, er sah die Menge, die jauchzend die flämischen Tuche verbrannte und plündernd in die Kornspeicher einbrach, die doch allen gehören sollten nach des Hauptmanns Plan.

Ein düsterer, schmerzhafter Aufruhr gegen sein Volk wühlte in seinem Innern und trieb Hoyer auf.

10.

Die Tage liefen, heiße Tage der Unbändigkeit und eines alle überglühenden Fiebers. Friede herrschte auf Beschluß der sechzig Artikel, aber die Masse übte Gewalt. Und es gab niemanden, der ihr gegenüberstand.

Hein Hoyers Fähnlein blieb tatenlos. Der Hauptmann wanderte noch durch die Stadt und suchte die Freude der Grenzenlosen zu fassen. Aber sein Herz sah nur die Mauern, die gegen den bunten Himmel standen, Hunger und fremde Gewappnete hielten vor ihren Toren.

An der Küsterei von St. Jacobi hatten Herrn Bekerholts Gesellen sich ein lustiges Lager aufgeschlagen. Sie hatten viel Zulauf aus dem Volk; Harfen, Fiedeln und Querpfeifen schollen aus Fenstern und Schenken in die blaubesonnten Straßen.

Im Kirchenschiff hatten sich Seeleute und andere Gläubige um Wessel gesammelt. Der stand auf einem Stuhl und sprach wie ein Priester zu ihnen.

„Ich sage euch, es gibt in Wahrheit Götter, die über diese Erde wandern und für ihre Gerechtigkeit sorgen. Aber es sind ihrer zu wenige für die große Welt, und nun wollen sie neue Götter ziehen, nach den Gesetzen vielleicht, nach denen sie selbst wurden. Und sie behüten uns wohl, aber da die Götter die Freiheit sind, gaben sie uns Kraft und Ungebundenheit. Und alle Menschen lassen sie in einer jubelnden Stunde spüren, wie nahe sie sind, Gott gleich zu werden."

Sein Blick fiel auf die helle Türfüllung, die ins Freie führte. Da sah er den Krummen, der an einem Pfosten lehnte und auf ihn horchte. Sein Herz begann unruhiger zu schlagen. „Es sind aber Männer unter uns, die sagen werden, es sei nicht an der Zeit, Gott zu sein, die euch von Schranken und Irrwillen sprechen, weil wir von Hirn und Blut sind. Ich sage dagegen: müßte die Stadt auch ein Hause von Schutt und totem Fleisch und rauchendem Stein werden, es gibt nur diesen Weg, um zur seligen Armut der Ewigkeit zu gelangen. Denn alles Gute hält uns lästernd an die Erde und alle Zucht ist Verleugnen ihres Willens. Und wenn aus allen Mauern Flammen aufbrächen und mit roter Brust durch die Straßen fegten, der erste Lenz, der über die Leere bricht, wird den schlummernden Samen wecken." Er hob jauchzend beide Hände. „In allem Sturz hör ich jenen vorfrühen Flügelschlag, der uns über die Erde hebt. Ein neuer Tag, der unsere Füße von ihrer Schwere löst, will sich den Menschen öffnen."

Seine Augen blieben bei Avelke, die unter den Zuhörern stand.

Hein Hoyer war gegangen. —

Wieder gingen Tag und Nacht; die Stadt war in den Händen der Aufrührer, denen niemand wehrte. Sie hatten viele Häupter, keiner wußte, wer Herr unter ihnen war. Niemand wußte, zu welcher der vielen Parteien des neuen Rats Hein Hoyer gehörte, zu den Gemäßigten um Heino Brand und Fritze, zu denen um Klaas Wessel oder zu denen um Bekerholt. Denn es war ein großes Wogen und Streiten bei allem Jubel, und jeder glaubte, eine neue Herrlichkeit zu finden.

Von draußen kamen währenddes Nachrichten wie Rauhfröste, Nacht um Nacht. Die Fürsten rührten sich, in England plünderte man die Handelslager der Stadt. Am bedenklichsten waren die Meldungen aus dem Norden, wo König Erich von Dänemark, der Todfeind der Städtefreiheit, einen neuen Krieg vorbereitete. Da horchte Hein Hoyer bebend auf. Da sammelte er heimlich die Seinen.

Hart wurde Hoyer seine erste Tat. Die Welt war voller Schwätzer geworden, sie begriff nur Zügellosigkeit, Plünderung und Weisheit ohne Verwirklichung.

Da erkor er sich selbst zum Meister.

Hart wurde Hoyer der erste Schritt: Er rief die Treuesten zu sich und beriet über die Gefahren für die Stadt, würde keine Gestalt für die neuen Gedanken gefunden, würden die nicht gebunden, die ihre Freiheit um Silberlinge feilboten. Es ging ein unruhiges Rufen durch die trunken ruhenden Gassen, die alten Knechte sammelten sich.

Jürgen Bekerholt hielt sich in jenen Nächten wohlbewacht mit seinen Freunden in Peter Küpers festem Haus auf.

Bekerholt predigte. Was die anderen an Güte brachten, wurde unter seinen Händen zu unduldsamer Leidenschaft. Er sprach vom Rat, der entwaffnet war, und von den Halben, den Gefährlichen, die gekreuzigt werden müßten um ihres Schweigens willen. Aber er sprach nicht vom Hunger vor den Toren, nicht von König Erichs Heeren, die über den Sund fuhren.

Das Mondlicht stand blaß überm Wasser, die Frühe nahte. Da legte sich die Atemnot auf Bekerholts Brust, er stand trunken auf, winkte Wessel und schritt unter dem Donnerbesen hinaus zum Steg, um in sein Boot zu steigen.

Unter der Brücke lag das Wasser in fahlen Sicheln; das schmale Licht einer Laterne huschte vor ihnen im Fleet und an den Häusern entlang und zerfloß in den Frühnebeln. Die Knechte ruderten an, leise schlug das glatte Eichenholz in die Flut.

In dem Augenblick stieß aus den Schatten der breiten Hulken pfeilscharf ein Boot quer in den Weg der Heimfahrenden. Fackeln flatterten rötlich auf, es klirrte herüber mit jedem Ruderschlag. Lautlos ohne Ruf kamen die Fremden näher. Bekerholts Steuermann schrie, da bog das Boot schon längsseit, eine jähe Wendung, — Geharnischte sprangen über, packten Herrn Bekerholt, schlugen auf die verblüfften Ruderer ein, die sich wehren wollten, überwältigten sie und warfen die Gefangenen gebunden in das fremde Boot.

Nur Klaas Wessel war über Bord gesprungen und schwamm und tauchte, bis er in die Schatten der Häuser trieb.

So wurde Herr Bekerholt von Hoyers Knechten festgesetzt. Der Hauptmann selbst überrumpelte in der Frühe das Huus ter Helle und das Lager um Jacobi, trieb Bekerholts Anhänger von Straße zu Straße und bedrängte in der folgenden Nacht Peter Küpers Haus so arg, daß der mit den Seinen zu Schiff nach Altona flüchtete.

Dann rief Hoyer den Rat der Sechzig zusammen, der ihm die ordnende Macht übertrug, säuberte mit eiserner Hand das Weichbild vom Ärgsten und verkündete, daß jeder, der ohne Befehl bei Gewalt ergriffen werde, sein Leben verwirkt habe. Aber er tat es um der echten Freiheit willen, für die er fürchtete und die er über alles liebte.

*

Plünderer und Brüder der Armut zogen sich aus der Stadt, sammelten sich unter der blauen Flagge Peter Küpers vor den Toren und begannen die Landhäuser auszurauben und alle Wagen, die in die Stadt wollten, anzuhalten.

Der Zug ballte sich zusammen, trunkene Rufe, verzückte Schreie drangen aus dem Wegstaub auf. Ein Mönch mit blauer Flagge stapfte voran.

Snedemann war zum Fraueutal gewandert.

Peter Küper stellte Posten gegen Eimsbüttel aus, be- setzte Kloster und Torgebäude, erlaubte geziemlich, zwei Stunden bei den jammernden Frauen zu plündern, und zog sich dann mit seinen besten Leuten in das schützende Kirchlein zurück. Rache an Heiligen und Altären war ihm mehr als Wein und Kostbarkeit.

Die Knechte packten alles zusammen, begannen Leuchter und Wandgeräte abzuhängen, abzubrechen und in Haufen zu werfen. Der lange Schmied stand währenddessen auf der Kanzel, befehligte und schrie und lachte schauerlich durch die Gewölbe, und Snedemann hockte neben ihm und flüsterte ihm seinen guten Rat zu.

Snedemann stieß den Schmied an: „Wenn jetzt Hein Hoyer käme!"

„Altes Weib!" knurrte der Lange, aber heimlich nahm er sich vor, einem Kampf draußen zu begegnen.

„Ruf den Trommler", befahl er.

Gerade in dem Augenblick brach im Garten ein Getöse los, ein wütendes Geschrei, das näher kam.

Peter Küper griff zu den Waffen, mit einem Fluch jagte er ins Freie. Verwundete kamen ihm entgegen, heulten, die Heiligen hätten sie verraten, und Hein Hoyers Reiter hätten sie umkreist.

Der Schuster drehte sich vor Entsetzen, warf die Arme hoch, stolperte unter den Eingang und brüllte mit erstickter Stimme: „De Herre kümmt!" Seine Freunde versuchten verwirrt, ihn anzuhalten, er durchbrach ihre Reihe. Hein Hoyer und seine Knechte standen aus dem Dunkel auf und hoben die Spieße. Snedemann sah sie, er schien einen Augenblick zu zögern, dann sprang er klagend mitten hinein, als sei er von einem Feuer im Nacken gepackt: „De Herre kümmt!"

(Fortsetzung folgt.)

Alte Haus- und Hofzeichen.

Ein Beitrag zur Familienforschung.

Von Anton Mailly.

Bekanntlich galt das Kreuz als die ursprüngliche Gewissensunterschrift jener Leute, die des Lesens und Schreibens unkundig waren. Oft wurde dies auch mit unwesentlichen Ergänzungen mehr persönlichen Charakters besorgt, zuweilen machte man sogar drei Kreuze. So wurde das Kreuz zum Eigenzeichen, woraus auch das lateinische „signare", d. h. zeichnen und das Kreuzzeichen mit der Hand machen, abzuleiten ist. Etwa nach der Mitte des 13. Jahrhunderts entwickelten sich besonders in den nördlichen Zonen Europas ganz besondere geometrische Zeichen, deren sich die Leute an Stelle des Kreuzes, das übrigens auch weiterhin seine Gültigkeit für Analphabeten behalten hat, als Unterschriftzeichen bedienten. Diese Zeichen erhielten den Namen Hausmarken, skandinavisch „bomarke".

Die Vermutung, daß unter den ältesten Hausmarken viele ihre Herkunft den Runen, besonders den zusammengesetzten oder Binderunen, oder dem Loswerfen allein verdanken, läßt sich so leichthin nicht abweisen. Es ist ja möglich, daß in mittelalterlicher Zeit die Figur einer Hausmarke noch durch das Losen schon aus dem Grunde bestimmt wurde, weil dieses Zeichen als Segens- und Rechtssymbol eine hervorragende Rolle im gesellschaftlichen Leben gespielt hat. Nach Tacitus (Germania 10) schnitten die Germanen Zweige von Fruchtbäumen zu Stäbchen, die sie mit Runenzeichen versahen und sodann auf ein weißes Tuch fallen ließen. Diese Figur der Stäbchen wurde, wenn nicht immer, aber sehr oft als bleibende persönliche Marke gewählt, die in Haus und Hof überall angebracht, vor allem das Eigentumsrecht besiegelte und schließlich auch einen religiös-magischen Schutz gewähren sollte. Daß daran selbst in ältesten Zeiten Änderungen, Anpassungen usw. stattfanden, ist auch nicht so unwahrscheinlich, da schließlich mehr oder weniger an allen diesen Hausmarken ein auffallend einheitliches System, genau wie an den verwandten Steinmetzzeichen, sich wahrnehmen läßt. Auch die Stilepochen haben bei den Änderungen wesentlichen Einfluß ausgeübt. Es bleibt daher die Frage offen, ob für diese geometrischen Figuren ursprünglich eine Grundform gedacht war, der man in magischer Absicht Linien beigesellt hat, oder ob vielleicht später ein Schlüssel für ihre Konstruktion bestand? Auf alle Fälle ist die Frage der Ausbildung der Hausmarken noch nicht völlig gelöst.

In ihrer rechtlichen Bedeutung galten diese seltsamen Eigenzeichen als Kenn- und Wahrzeichen der Wohnhäuser und Stammsitze eines Grundstückes samt dessen beweglichem Zubehör, weshalb man sie auch Haus- und Hofmarken nannte. Sie waren gesetzlich geschützte rechtliche Wahrzeichen, deren sich der Haus- und Grundbesitzer bei Unterschriften als Handzeichen bediente. Daraus entstand der Name „hantgenal", ein bedeutungsvolles Wort, das auf das Grundstück, den Stammsitz übertragen wurde und auch im Gerichtswesen oft Berücksichtigung fand.

Ältere und neuere Hausmarken haben sich an Torbögen, an Brunnen, Grenzsteinen, Hausgeräten, an Torschlüsseln usw. erhalten. In manchen Alpengegenden besteht noch heute der Brauch, die Hausmarken an Vieh und Gerät einzubrennen, um damit das Eigentumsrecht hervorzuheben. In der Schweiz und auch zum Teil in den österreichischen Alpen werden die Hausmarken meist Hauszeichen genannt und sind von verschiedenartigster Darstellung.

Die ältesten Hausmarken bestehen aus einfachen geometrischen Figuren, bei denen oft das Kreuz oder selbst der Kreis, der Halbkreis usw., auffallen. Manche weisen eine gewisse Runenähnlichkeit auf, und vergleichende Untersuchungen haben ergeben, daß es sich mitunter um Runenbildungen handelt; ob absichtlich oder zufällig läßt sich freilich nicht erkennen.

In späterer Zeit wurden die Hausmarken in Schilder eingezeichnet, dann sogar durch Bilder von Dingen ersetzt, die den Landleuten nahe standen, was schließlich zur Wappenausbildung geführt hat. Oft findet man religiöse Monogramme, sogar Heiligenbilder und redende Hauszeichen, die damit den Namen des Hauseigentümers verewigen, wie dies schon im Mittelalter bei den eigentlichen Hauszeichen, den Hauswahrzeichen der Fall war. Wer Bock oder Krebs hieß, der ließ sich in seiner Hausmarke einen Bock oder einen Krebs einzeichnen, und dasselbe geschah bei der Anbringung eines Wahrzeichens eines Hauses. So erklärt sich auch, daß viele bäuerliche und bürgerliche Familien uralte Wappen haben, das sind eben ihre ererbten Hausmarken, denen man eine rechtliche Bedeutung nicht abstreiten kann. Bei vielen Hausmarken ist das Erbauungsjahr beigefügt, oft das Monogramm des Eigentümers, sogar des Zimmermeisters, der sich übrigens noch heutigentags auf den Dachböden irgendwo gerne verewigt. Oft findet man derlei Hauswappen mit ihren Bildern in einer schönen ornamentalen Umrahmung. Alt sind auch die Fischermarken an der Nordsee, die dort das Mal, Mark oder Hausmark genannt werden. Ähnliche Wappen sind bei anderen Gewerben zu finden, die schließlich zu den modernen Fabrikmarken geführt haben. Die Hausmarke erlosch immer, wenn der letzte Besitzer ohne Erben starb. Jedenfalls wäre es eine dankbare Aufgabe, in unserer Zeit, wo so viel für Familiengeschichte geleistet wird, dabei auch nicht die alten Hausmarken vieler Familien zu vergessen. Derlei Zeichen begründen oft die uralte Herkunft einer Familie, zumal sich ihre Entstehungszeit beiläufig bestimmen läßt.

Alt ist der Brauch der Älpler, ihr geschlagenes Holz mit einer Holzmarke zu versehen, was seit jeher um so notwendiger war, als die Langhölzer verschiedener Waldeigentümer in einem und demselben Rimsal (Holzries) zu Tal getrieben werden. Sie haben dazu meist bestimmte Marken, die am dickeren Ende mit der Axt eingehauen werden und daher primitiver Natur sind. Es handelt sich gewöhnlich um Bilder einfacher Buchstaben, aus Kreuzen, Dreiecken, Winkeln. Man teilt diese Marken dem Forstamte mit, um in Streitfällen das Eigentumsrecht geltend zu machen. Diese Zeichen sind auch oft an den Gerätschaften der Waldarbeiter zu sehen.

Ziemlich selten findet man in den Alpen noch die sogenannte Alp- oder Bauernchronik, die früher einmal im Rechtsleben, etwa als Schuldschein, Versprechen u. ä. eine Rolle gespielt hat. Es waren meist flache Waldscheite, gehobelte Bretter mit Griffen, auf denen, oft in örtlicher Geheim- oder Kurzschrift, allerlei Rechtsverträge, Vormerkungen des Viehstandes, des Besitzumfanges, des Waldbestandes und ähnliche wichtige Dinge eingeritzt wurden. Maße wurden mit Strichen entsprechend gekennzeichnet. Es gab unter anderen Vormerkbretter für die Einnahmen und Ausgaben eines Monats. Ihre Schrift enthält meist Strichfiguren, die von bleibender Bedeutung in jeder Familie waren. An diese Geheimschrift erinnern die Aufzeichnungen der Landwirte auf der „Schwarzen Tafel", die verhindert, daß ein Bauer vom andern weiß, was er dem Wirte schuldig ist.

Ein Toter lebt fünf Jahre.

Von Thomas Halm.

Daß ein Toter fünf volle Jahre hindurch ißt, trinkt, arbeitet, Frau und Kinder hat, klingt zwar reichlich unglaubwürdig, aber der Fall hat sich tatsächlich zugetragen, und zwar in Kopenhagen, der Hauptstadt Dänemarks. Ein halbes Jahrzehnt hindurch war Ove Möller Frohn aus der Liste der Lebenden gestrichen, und erst vor kurzem bekam er durch Gerichtsbeschluß neue amtliche Papiere ausgestellt, so daß er jetzt wieder „leben" darf.

Im Jahre 1928 kam Möller Frohn mit dem Dampfer „Oscar II." über Halifax nach Kopenhagen. Fünf Jahre hindurch hatte er vorher ein Höllendasein als Strafgefangener in der französischen Verbrecherkolonie Cayenne führen müssen, als einziger Däne übrigens, denn ein zweiter starb unter der liebevollen Behandlung durch die französischen Folterknechte.

„Worin bestand Ihr Verbrechen?" fragte ein Reporter den Mann.

„Ich flüchtete aus der Fremdenlegion!" war die Antwort. Nun, man weiß ja zur Genüge, wie sich die Franzosen an solchen Unglücklichen rächen, aber solange derartige Feststellungen nur von deutscher Seite kommen, werden sie als tendenziös oder gefälscht bezeichnet, da ist es einmal doppelt interessant, die Stimme eines Dänen zu vernehmen, der durch die französische Hölle gegangen ist.

Ove Möller Frohn war seinerzeit arbeitslos gewesen und verließ in der Verzweiflung Frau und Kinder in Kopenhagen, um sich bei der berüchtigten Fremdenlegion anwerben zu lassen. Jahrelang hatte er nichts von seiner Familie und sie nichts von ihm gehört. Als er dann 1928 mit zerrissenen Kleidern und Stiefeln obdachlos in seiner Heimatstadt wieder auf der Straße stand, wagte er nicht, seine Familie aufzusuchen. Gewissensbisse plagten ihn, und außerdem wußte er nicht, ob seine Frau nicht schon längst ein neues Leben begonnen hatte. So beschloß er, still seinen Weg zu gehen, mietete sich ein Dachzimmerchen in der Toldbodgade und bekam Arbeit bei der Kopenhagener Niederlage von Ford.

„Eines Tages" — so erzählte er dem Interviewer — „ging ich ins Ministerium des Äußeren, um meine Papiere in Ordnung zu bringen, und erfuhr zu meiner größten Verwunderung, daß ich tot sei. Sowohl in Dänemark, meinem Heimatlande, als auch in Frankreich war ich aus den amtlichen Papieren gestrichen worden. Ich lebte einfach nicht mehr. Natürlich zeigte ich den Herren sehr nachdrücklich, daß ich nicht tot war!"

„Und was geschah dann?"

„Man konnte mich natürlich nicht als ungebetenen Fremden ausweisen, denn ich bin ja Däne, und gab mir den Rat, mich ein paar Jahre lang ruhig zu verhalten, dann würde ich schon mit der Zeit meine Papiere wiederbekommen."

„Sie arbeiteten dann in Kopenhagen weiter?"

„Ja," sagte der ehemalige Strafgefangene Nr. 44 792, „ich trieb mich monatelang in möblierten Zimmern herum und dachte immer nur an meine Frau und die Kinder. Wie mochte es ihnen wohl gehen? Wer sorgte für sie und war gut zu ihnen? Es konnte doch schließlich nichts ausmachen, nur ein einziges Mal heimlich nach ihnen zu sehen, ohne sich aufzudrängen? So ging ich eines Tages zum Meldeamt und nannte den Namen meiner Frau. Die Adresse wußte ich nicht. Der Beamte zuckte die Achseln, blätterte aber nach. Plötzlich kam er mit einem Zettel wieder und sagte: ‚Frau Möller Frohn — sie wohnt jetzt...' Eine Zentnerlast fiel mir vom Herzen. Sie trug also noch meinen Namen. Vielleicht war noch nicht alles verloren. Ob ich es einmal wagen konnte, nach Frau und Kindern zu schauen, einfach geradeswegs in ihre kleine Wohnung zu gehen?" Der Erzähler zögerte mit dem Fortfahren.

„Und Sie taten es dann?" ermunterte ihn der Mann von der Presse.

„Ja, ich tat es", sagte 44 792, „und kam gerade rechtzeitig, um meine Frau, die eine neue Ehe in Erwägung gezogen hatte, davon zu überzeugen, daß ich, der amtlich Totgesagte, wirklich lebte! Wir führen seitdem ein glückliches Leben, aber amtlich waren wir nicht verheiratet, dagegen ließ sich nichts machen. Ich mußte erst mit der Zeit wieder zum Leben erweckt werden. Jetzt endlich, nach fünf Jahren, bekamen wir einen neuen gültigen Trauschein ausgestellt, und nun erst sind wir wieder richtig verheiratet, woran Sie übrigens sehen können, wie man als richtiger Ehemann trotzdem in einen schlechten moralischen Ruf geraten kann."

Der Interviewer lachte. „Und wie ging es Ihnen als Strafgefangener 44 792 auf Cayenne?"

Jetzt wurden die Züge des Gefragten, der herzlich mitgelacht hatte, sehr ernst. „Wie es mir erging? Hundeelend! Weihnachten und Neujahr liegen nun hinter uns, und ich denke da zurück an die entsetzlichen Weihnachtsabende auf Cayenne. Das erste Jahr lag ich in eisernen Ketten, die um die Füße geschmiedet wurden, als sie noch heiß waren, damit sie auch richtig schlossen. Sie haben meine Beine ruiniert. Erst jetzt, nach zehn Jahren, schließen sich die furchtbaren Wunden, aber jedesmal, wenn ich etwas länger laufe, schwellen die Beine an, und ich kann nicht mehr weiter. Diese Gefangenschaft werde ich zeitlebens spüren. In den späteren Jahren ging es etwas besser. Ich tauschte meine täglichen Brotrationen gegen Rum und Tabak ein und feierte Ostern, Pfingsten, Weihnachten und Neujahr mit deutschen Mitgefangenen, da die Deutschen für diese Feste unseren nordischen Sinn haben. Die anderen feierten nicht mit. Im letzten Jahre ging es verhältnismäßig erträglich zu; ich bekam für die Arbeiten, die ich ausführte, Bezahlung, und dafür konnte man sich manches kaufen. Trotzdem möchte ich hundertmal lieber ein armer Mann sein und hungernd auf der Straße liegen, wenn ich dafür, wie jetzt, bei meiner Familie ein darf. Die grauenvollen Leiden in der Strafkolonie übertreffen jedes Maß. Mein dänischer Landsmann krepierte daran, es war schrecklich anzusehen."

Jetzt geht der Mann, der fünf Jahre als Toter in Kopenhagen lebte, wieder seiner täglichen Arbeit nach, und abends erwartet ihn seine „rechtmäßige" Familie, wenn er nach Hause kommt. So spielt manchmal das Leben...



Glück muß man haben!

Ein australischer Farmer namens David Tochey, dessen Besitz im Gebiet der ehemals berühmten Ballarat-Minen liegt, entdeckte durch Zufall eine Goldmine, die sogar recht ergiebig zu sein scheint. Der Farmer verlor beim Bestellen seines Feldes einen Schraubenschlüssel und suchte nachher jede einzelne Furche noch einmal genau ab. Er fand zwar nicht seinen Schraubenschlüssel, entdeckte aber zu seiner Überraschung ein Stück goldhaltigen Quarz. Aufgeregt holte er Geräte herbei und begann an der Fundstelle zu graben. Zu seiner Freude legte er eine Goldader frei, die sich in geringer Tiefe befand. Die Arbeiten werden nun systematisch fortgesetzt.



Im Auto.

„Ich glaube, aus uns beiden wird nichts, Elfriede! Du willst immer das Steuer führen, da werde ich dich lieber ganz fahren lassen."

Anerkennung.

Eleonore spielt auf dem Klavier: Zwei Freundinnen hören ihr zu.

„Und Eleonore hat nie Unterricht gehabt!", sagt die eine.

„Das ist nett von ihr, daß sie die Schuld nicht auf andere schiebt."

Vorbeugend.

Battke bestellt Möbel.

„Also, lieber Meister, vor den Spiegel und die Fenster im Büfett leichtes Drahtgeflecht."

„Aber wieso denn?"

„Ja, wissen Sie, meine Braut ist ein bißchen temperamentvoll."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.